

Bernhard Kraller

Die schöne Kunst der negativen Dialektik

Nachwort

„Die Arbeit an der Philosophie ist eigentlich mehr die Arbeit an Einem selbst. An der eignen Auffassung. Daran, wie man die Dinge sieht. (Und was man von ihnen verlangt).“

Ludwig Wittgenstein¹

1.

Franz Schuh hat mit dem vorliegenden Buch nichts zu tun – sieht man von seinen Texten ab. Ich will damit angemessen zum Ausdruck bringen, dass er mir bei der Gestaltung des Buches und der Auswahl *aller* Texte vollkommen freie Hand ließ, weshalb das, was immer es an dem Buch und den es begleitenden Aktivitäten einzuwenden gibt, nicht an ihn zu adressieren ist.

Zu sagen, dass er mich, wie auch Rudolf Burger, zur Unabhängigkeit verurteilt hätte, wäre aber zu viel gesagt, weil es *nicht einmal eine* ordentliche mündliche Erörterung darüber gab, was zu tun und was zu lassen wäre. Außerdem wusste Schuh, dass das vorliegende Buch wie die beiden bisher bei Sonderzahl erschienenen Bücher, Teil eines – wie Bibliothekare sagen – mehrbändigen Werks ist, also ein Band von mehreren entspannt zusammengehörenden Bänden.

Vielleicht musste auch deshalb nichts groß vereinbart werden, weil wir uns schon seit den 1980er-Jahren kennen und seitdem immer wieder zusammengearbeitet haben. Zunächst beim *ÖH-Express*, dem Zentralorgan der Österreichischen Hochschülerschaft, dann beim *Neuen Express* im Falter-Verlag, später in der Literaturzeitschrift *Wespennest* und meinen eben-

dort erschienenen Publikationen über Franz Koglmann, Friederike Mayröcker, Ernst Jandl und anderen. Und jüngst bei zwei Büchern über die Wiener Malerin Erna Frank.

Dass Franz Schuh mit dem vorliegenden Buch nichts zu tun hat, soll aber auch darauf hinweisen, dass er selbst mit diesem Buch und seinem Herausgeber nichts zu tun haben will.

Das mögen idiosynkratische Assertionen sein, hinter denen rationalisierte Haltungen stehen. Bei Franz Schuh die Überzeugung, dass es für ihn keine Person oder publizistische Institution gibt, denen er sich genug verbunden fühlt, um sie im Zusammenhang mit sich nennen zu wollen. Und bei mir mein Faible für Borges *Pierre Menard*. Von ihm habe ich gelernt, dass Texttreue unumgänglich ist und Langsamkeit kein Geheimnis, sondern beide Voraussetzungen sind, einem verstreut publizierten Textcorpus durch konzentrierte Edition eine zweite Existenz zu verschaffen. Durch eine solche tritt der Herausgeber nicht vor den Autor, es geht also nicht um Anerkennung durch Aneignung, er muss aber auch nicht im Schatten hinter dessen undurchsichtigem Körper verschwinden und seine Präsenz auf Vermittlung beschränken. Bei Schatten handelt es sich ja ohnehin um Scheinwelten, die Kunst ist voll von diesen optischen Täuschungen.

Langsamkeit meint lebensbegleitend. Sie ist nicht frei von einer Form des aufgeklärten Pietismus, der die Auswirkung fremder Texte auf das eigene Leben und die eigene Denkweise durch deren Herausgabe anerkennt und sie, wie im Fall von Rudolf Burger, auch verteidigt.

2.

Als ich Franz Schuh vor Jahren davon informierte, dass ich bei Sonderzahl ein Buch über ihn machen werde und gerne auch ein Lesebuch mit seinen Texten herausgeben würde, in dem ich unbedingt die gesammelten Texte über Thomas Bernhard aufnehmen möchte², brachte er seine Essays über Elias Canetti ins

Spiel. So kurz und schmerzlos wurde ein drittes, das vorliegende Buch geboren, zumal wir bei Dieter Bandhauer, unserem Verleger, eine sperrangelweit offene Türe vorfanden. Er hätte nämlich, sagte er mir, schon in den 1980er-Jahren gerne einen umfangreichen Gesprächsband mit Elias Canetti und Franz Schuh in seinem Programm gehabt. Einen filmaffinen Titel hatte Bandhauer damals auch schon parat: *Herr Canetti, wie haben Sie das gemacht?*

3.

Das vorliegende Buch konzentrierte sich zunächst ausschließlich auf Schuhs Essays über Elias Canetti. Nach und nach weitete sich aber die Perspektive. Schließlich ging es darum, eine von Karl Kraus und Elias Canetti ausgehende europäische Tradition des Denkens und Schreibens durch Franz Schuhs Essays abzubilden. Anders gesagt, zu zeigen, dass sich die Aktualität von Kraus und Canetti in Schuhs Denken wie in einem konvexen Spiegel bündelt, d.h. verkleinernd abbildet, um den Blickwinkel und damit den Einblick in eine nicht immer leicht überschaubare Geisteslandschaft zu vergrößern.³

4.

Ob die vorliegenden Texte alle sind, die Franz Schuh bisher über Canetti geschrieben hat, lässt sich nicht endgültig feststellen. Zunächst weil er kein – wie etwa bei Universitätsgelehrten üblich – Verzeichnis seiner Publikationen führt.

Das dürfte etwas mit seiner Art schriftstellerischer Ökonomie zu tun haben. Haushaltsführung ist nicht Schuhs Sache. Was interessieren ihn seine Texte von gestern, wenn er heute neue schreiben kann. Unlängst habe ich das wieder erlebt, als ich von ihm erfuhr, dass er gerade einen Beitrag über den großartigen *Büroroman* von Walter E. Richartz schreibe. Ich sagte ihm, dass er doch schon einen langen wunderbaren Text darüber in der *Presse* veröffentlicht habe und ich ihm eine Kopie da-

von mailen könne. Er schaute mich kurz an, so als ob er meinen Hinweis auf Richtigkeit überprüfen wolle, und meinte dann nur: Ich schreib jetzt einen neuen.

Von Franz Schuh zu verlangen, einen bestimmten Beitrag im Darknet in der Wiener Hegelgasse aufzustöbern – hier steht zur Zeit sein elektronischer Tiefspeicher –, bedeutet, ihm einen Rucksack ungeliebter Arbeit umhängen zu wollen. Für einen, der ein uneitles Verhältnis zum eigenen schriftstellerischen Werk pflegt, ein unbeseeltes Ärgernis, ganz einfach, weil er es offensichtlich liebt zu schreiben und nicht, geschrieben zu haben.

5.

Auf meine Frage, warum er sich nicht schon längst auf kumulativem Wege habilitiert hätte, gab mir Schuh einst eine einfache Antwort: Weil sich dann sein Schreiben und Denken verändern würde. Dass er das nicht wolle, lag auf der Hand, auch wenn er es nicht sagte.

Schuh wusste, was seine auf der Lehrkanzel geschriebenen und von dort aus in die Welt gesetzten Texte erwarten würde. Nicht unbedingt den „impliziten Leser“ aus dem „fernen goldenen Zeitalter des Lesens“ – der intime Komplize des Autors, der dessen Texte zum Leben erweckt –, sondern sein Gegenteil, den impliziten Nicht-Leser. Es ist ja kein Geheimnis, dass der größte Teil akademischer Texte „in der Erwartung des partiellen oder völligen Nichtgelesenwerdens verfasst werden“. Zu glauben, das „könne ohne Rückwirkung auf die Verfasserethik bleiben“, wäre „illusorisch“, schreibt Peter Sloterdijk. „Für Menschen einer Kultur, die sie in nahezu allem anleitet, die Regel zu befolgen und nicht zu befolgen, ergibt sich hieraus die fast zwingende Konsequenz, dem Nicht-Leser zu geben, was ihm gebührt – und wenn es der eigene Prüfer oder die Deutsche Forschungsgemeinschaft wäre.“⁴